

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 7

Rubrik: Kleine Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sauerkraut ihre „anmücheligen“ Dünfte verbreiteten . . . „Adieu, Fräulein Bärbi“, sagte jetzt der Konditor noch, „ich hoffe, der Schmaus wird uns schmecken!“

Und „Ja, ja, gewiß“, antwortete im Hörrohr die hohe Stimme. Dann hängte der Belzebub den Hörer an den Apparat und im Korridor hob ein Trio-Gelächter an, daß die Wände dröhnten.

Rasch war der „Kugel“-Wirt in alles eingeweiht, und da ihm die Weinstube des Fräuleins Bärbi von jeher ein Dorn im Auge gewesen war, freute er sich, den drei Gefellen zu Gefallen zu sein und in einer Nebenstube den Tisch für sie zu decken.

Aber Welch ein Entsetzen mußte unter dessen das arme Wirtsfraulein erleben! Als sie mit raschen Schritten wieder in die Küche trat und sah, daß das Feuer frei aus den runden Löchern des Herdes emporloderte und die großen Kochhäfen radikal verschwunden waren, glaubte sie zuerst, ein wüster Traum narre sie. Sie hielt ihre Hände über die Feuerlöcher, um sich zu überzeugen, ob denn in Wahrheit die Töpfe fehlten; die Flammen, die ihr die Fingerspitzen heißglühend berührten, überzeugten sie davon, daß es da nichts mehr zu zweifeln gab. Sie stand noch niedergeschlagen am entwerteten Herde, als der Flaschnermeister unter die Küchentüre trat und ihr zurief: „Da wären wir nun, Bärbi; kannst gleich anrichten, wir haben einen Niesenhunger.“

„O, du lieber Gott“, seufzte Bärbi, fast weinend, „es ist leider schon angerichtet — das Unheil!“ Damit zeigte sie auf den entblößten Herd und jammerte weiter: „Gestohlen! Schinken! Sauerkraut, Kartoffeln — alles wurde mir vom Feuer weg gestohlen, als ihr mich vorhin ans Telephon rufen ließt und mir sagtet, daß Ihr und Eure Freunde mit einer kleinen Verspätung eintreffen werdet.“

„Der Teufel muß Euch telephonierte haben, nicht ich“, wehrte Meister Frik ab, ohne sich bewußt zu werden, welche Wahrheit er damit aussprach. Bald darauf standen auch der Tapezierer und der Schlossermeister in der Küche, schwere Enttäufchung in ihren Gesichtern, und abnungsvoll sprach jetzt der letztere:

„O Frik, Frik, warum hast du gesagt, die Fastnachtsumerei könne dir gestohlen werden — jetzt ist's so weit!“ Und indem sie sich die Tränen von den Augen wischte, klagte das Fräulein:

„Dabei habt ihr noch alle gesagt, ihr würdet euch herzlich freuen, wenn ihr recht bekämet und sich zeigen würdet, daß die anderen Schelme feien . . .“

Zur Bestätigung dessen, was Bärbi gesagt hatte, schlüpfte später ein munterer Page in die Weinstube, übergab im Vorbeigehen dem Flaschnermeister ein Brieflein und verschwand, wie er gekommen war. Es war zwar ein schwacher Trost für den entschwindenden Festschmaus, als sie nun auf dem Papier das Sprüchlein lasen:

„Ihr lieben Freund', ihr guten, alten!
So habt ihr also recht behalten:
Bon Herzen freut euch denn dabei . . .
Ein Hoch der Fastnachtsschelmerei!“

Da blieb ihnen denn nicht viel anderes übrig, als gute Miene zum „bösen Spiel“ zu machen. Und da man bekanntlich nie gerne der Düpierte im Spiele ist, so ließen sie alles auf sich beruhen und hüteten sich in Zukunft, gegenüber Freunden der Fastnacht ihre moralische Ueberlegenheit beweisen zu wollen.

Kleine Umschau.

Der Trauermarsch.

Wir meinen nicht irgendeinen Trauermarsch, nicht denjenigen aus der „Eroica“ oder den andern aus der „Götterdämmerung“. Nein, wir meinen denjenigen von Chopin, und nur diesen. Er ist bekannter als Chopin selber; jeder hat ihn schon einmal gehört. Vielleicht am Fackelzug lekt hin, oder — ja, vielleicht auch im Konzert, das Cortot letzte Woche in Bern gegeben hat. Damals haben wir ihn jedenfalls zum letzten Mal gehört, und darüber sei hier unser Eindruck wiedergegeben.

Wir sind nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Götter und wissen es nicht, was Cortot selber von diesem seinem Konzert gedacht hat. Das unaufhörliche Gehüstel und Gehuste, das sein Spiel begleitete, hat er wohl, mit Fug und Recht, auf die Grippe zurückgeführt, die gegenwärtig in Bern grassiert. Es mag ihm dabei sogar eine gewisse Genugtuung bereitet haben, daß so und so viele Berner, der heimtückischen Krankheit unerachtet, an seinen Klavierabend gekommen waren. Was aber hat er wohl von jenem Zwischenfall gehalten, der einmal sein Spiel unterbrach? Es wäre interessant zu wissen, was dabei seine Gedanken und Gefühle gewesen sind.

Denn — das läßt sich nun wohl nicht mehr verheimlichen — in seinem Konzert hat es einen Zwischenfall gegeben. Nach den Kinderstücken von Schumann war Cortot so andauernd applaudiert worden, daß er sich schließlich hingesezt und — obwohl eine Pause vorgeschrieben war — in seinem Programm fortgefahren hatte. Mit dem Manne, der die Beleuchtung des Saales unter sich hatte, mochten das wohl nicht wenige für eine Zugabe gehalten haben. Es war aber, programmgemäß, wie gesagt, die Chopin'sche B-Moll-Sonate, und wer auch nach deren zweitem

Saße nicht im Bilde war, dem konnte mit dem dritten gehoffen werden. Denn das war nun die berühmte Marche funèbre — eben unser Trauermarsch.

Aus großer Ferne schon hören wir seinen Zug herannahen. Majestätisch sehen wir ihn vor uns auftauchen; mit düsterem Gepränge zieht er gemessen an uns vorüber. In seiner Mitte, aber unberührt von all dem unerhörten Pomp, schreitet ein Prinz; ein König . . . der Tod selber ist es. Tiefe Schwermut liegt auf seinen Zügen; wie er aber bei uns vorbeikommt, leuchtet sein Antlitz in unbeschreiblicher Schönheit auf. Still und fein erstrahlt es in einsamem Glüd, mit dem Ausdruck lechter, überirdischer Reife . . . Ja, so ist das mit diesem Trauermarsch.

Aber noch ist er nicht vorüber. Wie er sich naht, hören wir, wie hinter uns jemand aufschluchzt; eine junge Frau ist es. Bergeblich sucht sie, wieder Fassung zu gewinnen. Nun aber ist er da, vor uns, neben uns, der Trauerzug; niemand will sich jetzt weiter stören lassen und mit Gezisch und halblauten Zurufen verweist man der Schluchzenden die Ablenkung. In ihrer Nähe steht man auf, um sie wegzuführen. Und da geschieht das Unfassliche: sie nimmt den Schein einer grandiosen Vision für Wirklichkeit, sie schreit auf und will dem Zuge Einhalt gebieten . . .

Wir wissen von Tolstoi, daß er mitunter aus Konzerten weggelaufen ist. Er hatte irgendwie Angst vor der Musik; mit ihr kam eine fremde Macht über ihn, panisch, urweltlich, und er spürte, wie es in ihm zu quellen und zu brodeln begann in beunruhigender, gewaltsamer Gärung. Er fürchtete sich hinzugeben, er lief davon . . . Wir aber haben es im Cortot-Konzert erlebt, wie sich jemand dieser Gewalt stellte, und für Augenblicke ist sie dadurch auch für unsereiner losgebunden, wirklich und wirksam gewesen.

H. W.